

Predigt über Lukas 2,21-38

Und da acht Tage um waren und man das Kind beschneiden musste, da ward sein Name genannt Jesus, wie er genannt war von dem Engel, ehe er denn im Mutterleibe empfangen ward. Und da die Tage der Reinigung nach dem Gesetz des Mose vollendet waren, brachten sie ihn nach Jerusalem, auf dass sie ihn darstellten dem Herrn, wie denn geschrieben steht im Gesetz des Herrn: alle männliche Erstgeburt soll dem Herrn geheiligt heißen, und dass sie gäben das Opfer, wie es gesagt ist im Gesetz des Herrn, ein Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben. Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem mit Namen Simeon, und derselbe Mensch war fromm und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israels und der heilige Geist war mit ihm. Und ihm war eine Antwort geworden von dem heiligen Geist, er solle den Tod nicht sehen, er habe denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Und er kam aus Anregen des Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesus in den Tempel brachten, dass sie für ihn täten, wie man pflegt nach dem Gesetz, da nahm er ihn auf seine Arme und lobte Gott und sprach: Herr, nun lässt du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Völker und zum Preis deines Volkes Israel. Und sein Vater und seine Mutter wunderten sich des, das von ihm geredet ward. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser wird gesetzt zum Fall und Aufstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, und auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen, auf dass vieler Herzen Gedanken offenbar werden. Und es war eine Prophetin, Hanna, eine Tochter Phanuels, vom Geschlecht Asser, die war hochbetagt und hatte gelebt sieben Jahren mit ihrem Manne nach ihrer Jungfrauschaft und war nun eine Witwe bei vierundachtzig Jahren; die kam nimmer vom Tempel. Diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Die trat auch hinzu zu derselben Stunde und pries Gott und redete von ihm zu allen, die auf die Erlösung Jerusalems warteten.

Wenn die Welt am Ende dieses Jahres nicht untergeht, dann werde es jedenfalls einen Bewusstseinsprung geben. So haben die esoterischen Propheten angekündigt: Die Menschheit wird lernen, in Frieden zu leben, das Fremde wird nicht mehr als feindlich erscheinen, die Liebe zum Nächsten wird allgemein praktiziert und jeder Mensch seiner inneren Bestimmung gemäß leben. Anzeichen einer spirituellen Wende gebe es schon überall. So kann man es im Internet lesen – und als aufgeklärte Protestanten sind wir geneigt, das für Blödsinn zu halten, obwohl ein solcher Bewusstseinswandel ja durchaus im Sinne unserer Hoffnung wäre.

Es spricht aber nichts dafür. Kaum sind die Weihnachtsfeiertage vorbei, ist doch alles wieder beim Alten: Die Haushaltskrise in der USA bedroht unter Umständen die Weltwirtschaft, die deutschen Aktien stehen gar nicht so schlecht, aber einen Mindestlohn sollte es doch lieber nicht geben – kurz, es dreht sich in den Nachrichten schon wieder alles ums Geld. Und hier rund um den Gendarmenmarkt sind die Leute in den letzten Tagen wie wild einkaufen gewesen, weil man jetzt zum Jahresende wieder an den eigenen Haushalt denkt und daran, dass das eigene Leben wohl geordnet sein und bleiben möge im kommenden Jahr. Der Horizont, der in der Christnacht doch ein wenig Weite hatte – weil wir uns verbunden wussten mit den alten Verheißungen und den vielen Menschen um uns –, er ist wieder eng geworden. Ich habe das auch an mir selbst sehr deutlich gemerkt, wie wieder „Alltag“ einkehrt ins Tun und Denken. Keine Bewusstseinsweiterung, eher das Gegenteil.

Beim Nachdenken über die Geschichte von Simeon und Hanna, die wir in der Evangeliumslesung gehört haben, ist mir aber auch aufgefallen:

Es war vor zweitausend Jahren in der antiken Welt eigentlich ganz genauso, nur etwas intensiver als heute: Die Menschen erwarteten eine große Wende. Entweder den Weltuntergang oder das Friedensreich, den Bewusstseinsprung. Viele waren von diesen Erwartungen bewegt – auch Simeon und Hanna –, aber merken konnte man weder das Eine noch das Andere. Denn die Römer hatten noch lange die Macht. Der Sittenverfall nahm seinen Lauf, die Grausamkeit wuchs. Immer extremer wurde die Schere zwischen arm und reich, Freien und Sklaven.

Und doch hat sich damals die Zeitenwende ereignet, sonst wären wir ja nicht hier, hätten wir ja nicht Weihnachten gefeiert. Es ist damals offenbar geworden, was Menschen bis heute als wahres Leben und wahres Menschsein erkennen. Nur dass es keinen Sprung gab, keine kosmische Hitzewelle. Was es gab, war eine Bewegung von Menschen, denen in der Begegnung mit Jesus von Nazareth das Licht aufgegangen war. Sie haben gesehen: Er ist der wahre Mensch, in ihm begegnet uns Gottes Wahrheit.

Der wahre Mensch, das ist nicht der Kaiser, der alle menschenmögliche Pracht verkörpert, die wir ja auch heute noch oft als das „wahre Leben“ bewundern. Aber das ist es nicht. Der wahre Mensch, das ist der, dem das Leben der Andern heilig ist: Denn das war es, was Jesus offenbarte: Er wollte das Leben der Andern – er wollte, dass die Erkrankten geheilt, die Armen befreit, die Angstvollen ermutigt werden, er wollte, dass die Verlogenen zur Wahrheit befreit, die Verlorenen geborgen werden. Er stellte sich der Last der Andern und schließlich trug er auch ihre Schuld, so dass sie nicht mehr unerträglich war. All das geschah in zahllosen Begegnungen, vielen einzelnen ganz konkreten Geschichten.

Gottes Heil ist keine Idee, es ist konkret, es ist keine Frage der Spekulation, es ist eine Sache der liebevollen Begegnung unter Menschen – das haben die Menschen in der Gestalt des Christus Jesus erfahren.

Der Evangelist Lukas ist einer von denen, die davon zutiefst durchdrungen sind, und so schreibt er sein Evangelium als eine Abfolge von Geschichten und Begegnungen, die immer um das Eine kreisen: In diesem Menschen Jesus ist Gottes Wahrheit offenbar geworden. In ihm ist sichtbar, wie nah Gott sein will, wie wirklich unter uns.

Aber sehen und verstehen können das zunächst nur diejenigen, die eine Vorgeschichte haben mit dem Gott, der den Menschen nah sein will, der sie ins Freie ruft, dem es um Recht und Gerechtigkeit geht. Menschen, deren Erinnerung zurückreicht zu Abraham, der der Stimme Gottes so sehr vertraut, dass er alle Bindungen dafür verlässt. Menschen, die sich Gott verpflichtet wissen im Bund am Sinai, Menschen, die das Werben Gottes, seine Droh- und seine Trostworte, die Verheißungen der Propheten im Herzen tragen. Juden sind es, die diese Geschichte gelebt haben, aus der ein Heiland hervorgehen kann – einer, in dem Gottes Wort Fleisch wird. Juden sind es, die sich darüber freuen und jubeln und Gottes Nahsein erkennen.

Dem Evangelisten Lukas liegt viel daran, dass alle Menschen das verstehen, auch wir, die wir sein Evangelium 2000 Jahre später lesen: Israels Geschichte hat den Heiland hervorgebracht, ein Licht zu erleuchten die Völker. Darum erzählt er die Kindheitsgeschichten Jesu so genau, darum erzählt er von dem alten Priester Zacharias, der die Erfüllung nahen sieht bei der Geburt seines Sohnes Johannes, darum erzählt er von den beiden alten Juden Simeon und Hanna, die im Kind den ersehnten Messias erkennen.

Es ist ja ein gewisses Unglück, dass die meisten eben nur zu Weihnachten im Gottesdienst sind und dann auch nur diese eine Geschichte vor Augen haben vom Kind im Stall, von den Hirten auf dem Felde – die Geschichte, die uns dann nachdenken lässt über die Verletzlichkeit und Unschuld eines menschlichen Neugeborenen, über die Verborgenheit der Menschwer-

dung Gottes, an der nur die armen Hirten teilhaben. Gewiss, das sind große und tiefe Bilder, die uns die Weihnachtsgeschichte schenkt – die können ein ganzes Leben begleiten.

Und doch wäre es auch gut, wenn uns die Fortsetzung des 2. Kapitels aus dem Lukasevangelium, die wir am Sonntag nach dem Christfest hören, auch so nahe wäre: Wir hören, das Kind wird beschnitten, aufgenommen in den Bund Gottes mit Israel, aufgenommen in die Gemeinschaft derer, die der Tora folgen. Es ist eben kein „Kind an sich“, weil das „Kind an sich“ auch nur eine Idee wäre. Jedes wirkliche Kind wächst hinein in eine bestimmte kulturelle Identität. Das Christkind ist ein jüdisches Kind mit einem jüdischen Namen. Und was für den Evangelisten Lukas nun wohl doch eine Selbstverständlichkeit ist, die aber nicht unerwähnt bleiben kann, weil es auf die Beschneidung bei einem Sohn Israels sehr ankommt, das ist 2000 Jahre später auf eine unheimliche Weise überhaupt nicht mehr selbstverständlich.

„Darf man das Wort ‚Jude‘ überhaupt aussprechen oder ist man dann schon antisemitisch?“ So hörte ich einmal allen Ernstes in einer Talkshow die Moderatorin das Publikum fragen, und ich hatte bei allem Erschrecken sogar ein gewisses Verständnis dafür, weil ich die Scheu kenne, auch auf der Haut spüre, wie viel Hass und Verachtung sich in den Namen „Jude“ eingenistet haben in den Jahrhunderten der Verfolgung. Und das hat die sogenannte Beschneidungsdebatte in diesem Jahr ja auch gezeigt, dass es unter uns immer noch kaum ein Verstehen der jüdischen Identität gibt.

Aber wer vor dem Judentum scheut, scheut auch vor dem Christkind, dem Messias, dem wahren Menschen, dem Licht Gottes. Und – in der Tat – etwas hat bis jetzt immer noch gescheut, das Licht ergreifen, was uns vor 2000 Jahren erschienen ist.

In unserer globalisierten Welt neigen wir nun ja dazu, den Glauben an Gott seiner Konkretion zu entziehen, das Wesen Gottes eher zu verallgemeinern – die Spiritualität als solche scheint für fortgeschrittenes Bewusstsein zu sprechen. Nur dass diese Spiritualität als solche doch wieder mehr eine Idee ist zur Selbstvervollkommnung, eine Idee von Liebe vielleicht auch, die sich aber gern verflüchtigt, wenn sie auf Widerstand stößt. Das ist noch die Frage, ob der verallgemeinerte Gott wirklich zu einem weiteren Bewusstsein führt.

Es könnte sein, dass eine andere Bewusstheit uns weiter führen würde, nämlich gerade die genauere Wahrnehmung dessen, dass uns Gott im Juden Jesus begegnet, in einer Identität, die in unserer Kultur immer als die andere und fremde wahrgenommen wurde. Wenn wir verstehen wollten, dass gerade in diesem Anderen uns der Heilige begegnet – es wäre das die Voraussetzung dafür, jeden andern Menschen in seinem Anderssein zu achten und sein Leben zu wollen.

Und mit diesem Bewusstsein dürften wir uns wohl auch identifizieren mit diesen beiden alten Menschen, mit Simeon und Hanna, die im Tempel von Jerusalem jubeln, weil sie mit eigenen Augen den Heiland gesehen haben. Zwei Menschen, die fromm waren, zum Gottesdienst gingen offenbar nicht nur aus Gewohnheit und weil es sich so gehört. Zwei Menschen, deren Seele gewachsen ist im Gebet und im Hören auf die Worte der Verheißung, zwei Menschen, die nicht aufgehört haben, darauf zu hoffen, dass Gott kommen wird, das Leben sich erfüllen wird in Wahrheit und Gerechtigkeit.

Und sicher hatten doch auch sie Grund zum Zweifeln, Grund zur Resignation. Sicher hatten auch sie mit Entsetzen das Gebaren der Machthaber verfolgt, die Verfilzung unter den Ehrgeizigen. Sicher hatten auch sie Tränen geweint um ihre Liebsten und Tränen in ihrer Einsamkeit. Alt gewordene Menschen, die alles gesehen und alles erlitten haben, was man in einem Leben zu sehen und zu leiden bekommt – aber so fein genährt vom Umgang mit Gottes

Wort und Gebot, dass sie das Licht in dem Kind erkennen, in dem Gott sich offenbaren wird. Und dass sie die Freude der Erfüllung erfahren.

Es ist doch gut, lerne ich von Simeon und Hanna, dieses unbedingte Warten auf Gottes Kommen nicht zu verlernen. Nicht einfach zu denken, so, Weihnachten vorbei, jetzt müssen wir uns wieder um die Versicherungen kümmern. Und ändern wird sich sowieso nichts in der Welt.

Es mag sein, dass sich hier und da unter Menschen, die jetzt ihr Leben beginnen, schon etwas ändert, dass sie neue Wege finden, die wir nicht finden konnten. Dieses Zutrauen dürfen wir haben, weil der kommende Gott auch mit den kommenden Menschen ist. Und wir dürfen in der Zuversicht des Wartens ja mittun, dass es fröhlich und liebevoll, gerecht und wahrhaftig unter uns zugeht.

Auf eine höhere Bewusstseinsstufe werden wir vermutlich nicht gebeamt, aber doch an Bewusstsein wachsen, wenn wir wie Simeon und Hanna getreu bleiben in der Hoffnung und wach in jeder Begegnung – und schließlich sogar sagen dürfen: Meine Augen haben das Licht Gottes gesehen.

Amen.